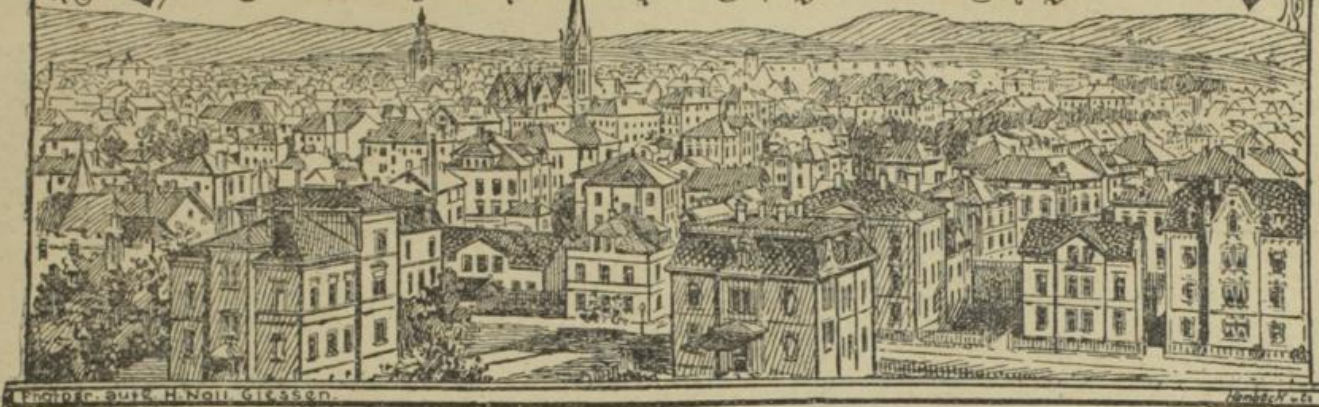


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Nach vierzehn Tagen ging alles schon wieder seinen gewohnten Gang im Generalbureau. Täglich kam Werner zu bestimmter Zeit nach Saarkirchen gefahren und fand auf dem Schreibtische entweder die bereits vorbereiteten Sachen sowie die Rapporte der verschiedenen Werke, oder er nahm von den einzelnen Ressortchefs des Generalbureaus Vorträge entgegen. Die Buchwaldschen Werke waren in starker Entwicklung und gutem Vorwärtsschreiten begriffen. Bei allen Betriebsführern machte sich der Wunsch geltend, Neues zu schaffen, zu vergrößern, auszubauen. Das erforderte Mittel und, da so vielfache Neuerungen eingeführt werden sollten, ganz ungeheure Mittel. Es war wichtig, diese Entwicklung nicht zu rapid und allgemein eintreten zu lassen, sondern etwas zu bremsen und ein gemäßigtes und dadurch gesünderes Tempo des Fortschritts für die Werke einzuschlagen. Es handelte sich da um außerordentlich wichtige, eventuell kostspielige Angelegenheiten, und immer wieder mußte Werner Dora ausführlichen Vortrag halten und darauf hinweisen, daß eine Ueberanstrengung in Bezug auf Gelbhaushaben nicht angängig sei. Dora sah das ein; sie billigte alle Vorschläge Werners, der jetzt auch seine eigenen Reformen betreffend die Theresien-Hütte zurückstellte. Es gab vielleicht dringendere Sachen zu tun, besonders betreffs der Kohlengruben. Man mußte diese nicht nur soweit bringen, daß sie für die Werke genügend Kohle lieferten, sondern daß auch durch Verkauf von Kohle Kapitalien herangeschafft wurden.

Dora war stets von drei bis vier Uhr in ihrem Zimmer anwesend und saß an dem Schreibtisch, über dem das Bild ihres Vaters hing. Eben hatte Werner wieder seinen Vortrag bei Dora beendet, und nach einigem Nachdenken erklärte ihm die Chefin:

„Ich sehe es ein, daß wir einen Teil der Projekte, die von den Werken kommen, zurückstellen und daß wir auf Erschließung neuer Kohlenfelder alle vorhandenen Mittel verwenden müssen. Auch meine eigenen Projekte muß ich aufschieben. Ich weiß nicht, ob Geheimrat Kersten schon mit Ihnen darüber gesprochen hat: Ich wollte eine Mädchen-Fortbildungsschule gründen, vor allem eine Haushaltungs- und Nähsschule. Es ist erschreckend, wie wenig die jungen Mädchen, wenn sie heiraten, von der Hauswirtschaft verstehen. Sie gehen mit jungen Jahren in den Dienst der Industrie, heiraten dann, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie man nur eine Suppe kocht, verstehen nichts vom Einkäufen, von der Wirtschaft, verstehen es nicht, für den Mann das Essen zu bereiten und das Heim behaglich zu gestalten,

und wie man Kinder erzieht, davon fehlen ihnen alle Begriffe. Diese Mädchen-Fortbildungsschule hat mir sehr am Herzen gelegen. Jetzt aber werde ich natürlich den Plan aufgeben.“

„Sie verzeihen, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Werner, „es ist nicht nötig, daß Sie diesen Plan zurückstellen. Herr Geheimrat Kersten hat mir vor zwei Monaten von Ihren Absichten erzählt, und ich erwartete schon seit einigen Wochen diesbezügliche Aufträge von Ihnen. Ihr Plan läßt sich sehr leicht verwirklichen. Wir haben eine Kleinkinderbewahranstalt, in welcher vormittags und nachmittags, wenn die Mütter in der Industrie beschäftigt sind, die Kinder unter Aufsicht abgewartet und erzogen werden. Auf diesem Gelände läßt sich durch einen Erweiterungsbau mit Leichtigkeit die Mädchen-Fortbildungsschule unterbringen. Die Kosten sind wirklich im Verhältnis zu dem, was geleistet werden kann und soll, sehr gering. Ich habe unsern Werk-Architekten veranlaßt, ein paar Skizzen und einen Kostenaufschlag zu machen, und wir werden mit der Summe von hunderttausend Mark reichlich auskommen. Diese Ausgabe für soziale Zwecke ist nicht zu hoch und kann unbedenklich geleistet werden. Es bedarf nur eines Befehls von Ihnen, gnädiges Fräulein, und die Haushaltungsschule kann zu Winter bereits in volle Tätigkeit treten.“

Dora schien freudig überrascht; ihr Gesicht strahlte wieder in dem bezaubernden Lächeln und zeigte jene Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit, welche jetzt noch mehr als früher Werner entzückte.

Sie reichte ihm mit einem kräftigen Druck die Hand.

„Ich danke Ihnen recht sehr,“ sagte sie, „ich danke Ihnen herzlich, daß Sie sich für mein Projekt interessiert haben. Ich weiß, wie Sie mit Arbeiten überlastet sind, und doch haben Sie noch Zeit gefunden, um sich auch mit meiner Idee zu beschäftigen. Sie haben mir eine große Freude gemacht. Wie haben Sie sich die Erweiterung der Bauten für die Kleinkinderschule gedacht?“

„Gnädiges Fräulein, das könnte ich Ihnen am besten und deutlichsten an Ort und Stelle erklären. Sie brauchen nur zu bestimmen, wann Sie das Terrain besuchen wollen. Ich werde mich dann mit den fertigen Skizzen einfinden, und werde diese an Ort und Stelle erklären.“

„Ja, warum zögern?“ meinte Dora. „Erlaubt es Ihre Zeit, daß wir sofort hinjahren?“

„Selbstverständlich!“ erklärte Werner.

Dora klingelte und befahl dem eintretenden Bureau-diener, ihr Auto vorfahren zu lassen.

„Sie entschuldigen mich noch, gnädiges Fräulein, für einen Augenblick. Ich habe nur ein paar dringliche Unterschriften in meinem Zimmer zu leisten und stehe dann ganz zur Verfügung.“

Nach fünf Minuten stand das Auto vor der Tür; nach weiteren zehn Minuten hatte Werner seine Unterschriften geleistet und stieg mit Dora in den Kraftwagen.

„Nach der Theresien-Hütte!“ befahl er dem Chauffeur. „Ich habe in meinem Bureau die Skizzen liegen. Ich springe nur rasch einmal hinauf, um sie zu holen, und dann können wir weiter nach der Kleinkinderschule fahren.“

Eine Unterhaltung war bei der schnellen Fahrt nicht gut möglich. Vor dem Tore des großen Werkplatzes der Theresien-Hütte hielt das Auto. Werner sprang eilig ab und kehrte nach wenigen Minuten mit einer Rolle Zeichnungen und einer Mappe zurück. Nach einer weiteren Viertelstunde war die Kleinkinderschule erreicht, die in Dorotheenhof neben der Arbeiterkolonie, welche zur Buchwald-Grube gehörte, und hinter der Eisenbahnstation Buchwald lag, errichtet war.

Das Auto hielt vor dem großen Spielplatz, auf dem die Wärterinnen und Lehrerinnen mit den kleinen Pflöglingen Ringeltänze und Spiele aufführten. Die Hausmutter, die Leiterin der Kleinkinderschule, erschien eifertig, um Meldung zu erstatten. Dora sagte ihr aber, sie wolle nicht die Schule besichtigen, sondern käme wegen neuer Bauprojekte, und bat die Hausmutter, sich nicht von der Arbeit abhalten zu lassen. Werner rollte die Kartenstizzen auseinander, hielt mit Dora das widerspenstige Watmann-Papier fest, das sich immer wieder zusammenrollen wollte, und erklärte, wie leicht die Ausführung der Baupläne sei, wenn man den einen Seitensügel verlängerte und auf die bisherigen, nur aus einem Stockwerk bestehenden Gebäulichkeiten noch ein zweites Stockwerk aufsetze.

Es entstanden dadurch Räume für eine zweite Kinderschule, und zwar Platz für Haushaltungsunterricht, für Nähunterricht und Schneiderei, aber auch für Unterricht im Gartenbau. Ein Obstgarten war bereits vorhanden. Eine Wiese, die sich neben dem Spielplatz erstreckte und auch noch Buchwaldsches Eigentum war, konnte mit in die Ummauerung einbezogen werden und gab einen zweiten großartigen Spielplatz auch für die Schülerinnen der Fortbildungsschule, wenigstens in den Freipausen.

Dora war von den Plänen ganz begeistert.

„Wir wollen keine Zeit verlieren,“ sagte sie, und ihr Gesicht glühte vor Eifer und freudiger Erregung, „wir wollen sofort mit der Bauausführung beginnen.“

„Sie brauchen nur Ihren Namen, gnädiges Fräulein, unter die Pläne und unter den Kostenausschlag zu setzen, und mit der Ausführung kann morgen früh begonnen werden.“

Es stand in der Nähe eine Holzbank mit einem Holztisch für die Kleinen. Dora nahm hier Platz, und unterscrieb mit dem Füllfederhalter, den ihr Werner reichte, sowohl die Zeichnung wie die Papiere.

„Bitte noch das Datum hinzuschreiben,“ sagte Werner, und Dora erfüllte seinen Wunsch.

„Es soll mit möglichster Beschleunigung gebaut werden,“ bemerkte Dora noch bittern.

„Selbstverständlich!“ erklärte Werner, und als sie ihm noch einmal die Hand zum Danke reichte, konnte er nicht umhin, diese Hand zu küssen.

Während Werner die Zeichnungen zusammenrollte, nickte Dora einem kleinen Mädchen zu, das sich von seinen Spielkameradinnen losgemacht hatte und in die Nähe des Tisches gekommen war. Es war ein entzückendes kleines Geschöpf von vier bis fünf Jahren, mit einem zarten Engelsgesichtchen, umrahmt von goldblonden Locken, und auf dem Gesicht schwebte ein schelmisches Lächeln, nicht ganz sicher, denn die Nähe der fremden Personen, welche die Kleine betrachteten, machte sie wohl etwas scheu.

„Sehen Sie doch dieses allerliebste Kind!“ meinte Dora, auf das kleine Mädchen weisend.

„Komm' mal her!“ rief Werner freundlich der Kleinen zu. Aber diese schien nicht geneigt, der Aufforderung Folge zu leisten, hatte wohl auch etwas Lust zum Reden und Scherzen. Sie lief davon und sah sich mit schelmischem Lächeln wieder nach Werner und Dora um.

Werner lief auf die Kleine zu, um sie zu haichen. Mit dem Instinkt des Kindes suchte die Kleine aber Schutz bei Dora, indem sie in einem großen Bogen auf diese zulief und sich an ihrem Kleide festhielt.

Dora beugte sich zu dem Kinde herab, während Werner ebenfalls nähertrat.

„Wie heißt du denn?“ fragte Dora.

„Marie“, antwortete die Kleine, und das Gemisch von Unsicherheit und Schelmerei in dem Gesicht des lieblichen Kindes wirkte noch entzückender als vorhin.

Auch Werner hatte sich zu dem Kinde niedergebengt und kniete neben Dora.

„Wer bist du denn?“ fragte Werner. „Du bist der Bergerat“, sagte Mariechen. „So du kennst mich?“ fragte Werner erstaunt. „Ja, du fährst immer im Tanto“, antwortete Mariechen.

„Und wer bist du denn?“ fragte Dora. Mariechen lächelte schelmisch, dann hob sie die kleine rechte Hand und wies, nicht mit dem Zeige-, sondern mit dem Mittelfinger, erst auf Dora und dann auf den Bergerat und sagte:

„Du bist die Frau von dem Bergerat!“ Im nächsten Augenblick geschah etwas, gegen den Willen Werners, plötzlich, wie ein Naturereignis.

Werner hörte eine Stimme, und das war die seine, und diese Stimme sagte:

„Ach nein, mein liebes Kind, so leicht gibt es den Himmel nicht auf Erden!“

Unmittelbar darauf fühlte Werner ein Brausen in seinen Ohren, und das leidenschaftliche Bedürfnis, sich selbst in das Gesicht zu schlagen oder in irgendein Maueloch zu kriechen, das sich in der Nähe befand. Aber es war zu spät, er hatte diese törichten Worte gesprochen.

Er hatte gesprochen? Nein, nicht er, etwas anderes, Fremdes in seinem Innern: ein zweites Ich, ein Narr, der plump und unvorsichtig alle selbstgezogenen Schranken durchbrach, alle Pläne über den Haufen warf, eine unerträgliche, sonderbare Situation schuf.

Dora erhob sich. Ihr Gesicht war blutrot. Sie sagte der Kleinen: „Geh zu den andern zurück und spiele weiter.“

Dann schritt Dora dem Tore und dem Auto zu, und Werner folgte stumm und geradezu fassungslos. Er fühlte, wie er abwechselnd rot und blaß wurde ob seiner Taktlosigkeit. Er setzte sich neben Dora in den Kraftwagen und befahl dem Chauffeur:

„Nach der Theresien-Hütte!“

Ohne ein Wort zu sprechen, saß er neben Dora. Vor dem Tore der Theresien-Hütte stieg er ab und verbogte sich vor Dora, die noch einen Augenblick zögerte, ihm aber dann die Hand reichte und sagte:

„Also es bleibt dabei: es wird morgen angefangen, und der Bau wird so rasch wie möglich betrieben. Sie machen mir Mitteilung, wann sich die Fertigstellung der neuen Anstalt sicher bestimmen läßt. Ich werde mich unterdes um das Engagement der Lehrerinnen kümmern.“

Sie nickte ihm noch einmal zu, dann fuhr ihr Auto rasch davon.

Werner ging nach seinem Bureau, warf die Rolle mit den Zeichnungen auf den Tisch und setzte sich auf seinen Schreibstuhl wie ein Mann, der einen schweren Schlag ertragen hat.

„Plump und taktlos! Plump und taktlos!“

So schrie eine Stimme in ihm. Hatte er nicht genau das selbe getan wie sein berühmter Herr Vorgänger? In plumper, taktloser Weise hatte er sich der Chefin der Werke aufgedrängt, in einer Art und Weise, die ihn tief herabsetzen mußte in den Augen dieses misstrauischen Mädchens. Alle guten Vorsätze, alle Absichten, alle festen Entschlüsse, sie waren in einem einzigen Augenblicke davongeflogen wie Spreu vor dem Winde.

Es war eine regelrechte Liebeserklärung, die er mit den wenigen Worten, an das kleine Mädchen gerichtet, der neben ihm knienden Dora machte.

Ja, wenn er ein freier Mann gewesen wäre, und Dora nicht seine Chefin, nicht die reiche Erbin! Dann wäre seine Bemerkung durchaus nicht unpassend, dann wäre sie vielleicht ein geschickter Husarenstreich gewesen, wie man solche auch in der Liebe anwendet, und wie sie die Frauen recht gern haben. Es war ein klipper und klare Liebeserklärung, angebracht im unglücklichsten Moment und an falscher Stelle.

Was sollte nun geschehen?

Wenn Werner zu dem verzweifeltsten Mittel griff, wenn er sich totschob — und er hatte große Lust dazu — schaffte er seine Taktlosigkeit doch nicht aus der Welt. Die war nun einmal geschehen, und mit der vollendeten Tatsache mußte er rechnen.

Was nun? Hier war er fertig, in Dazburg und Umgegend hatte er keine Chancen mehr für die Zukunft. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Rest des Jahres abzusitzen, sich mög-

Nicht reserviert und vorsichtig zu betragen und selbst vor Ablauf von neun Monaten zu erklären, daß er nicht weiter in der Stellung bleiben wolle, wenn das nicht so wie so von der andern Seite geschah. Aber man hatte sich dann wenigstens gegenseitig gekündigt, und die Blamage, daß man ihn fortjagte wie seinen Vorgänger, hatte er sich gespart. Es war doch recht klug von ihm gewesen, daß er sich die Probezeit ausbedang. Wie ein Aly würde auf all seinem Tun und Lassen von jetzt ab der Gedanke liegen, daß er ging und gehen mußte, wenn seine Zeit abgelaufen war.

Konnte er irgend etwas tun, um seine Taktlosigkeit wieder gutzumachen? Dazu gab es wohl keine Möglichkeit. Er konnte sich natürlich nicht bei Dora entschuldigen. Das hätte die Sache noch verschlimmert und wäre von ihr als eine plumpe Annäherung und Taktlosigkeit empfunden worden. Dem Geheimrat konnte er sich nicht anvertrauen, der war verreist, und brieflich kann man solche Sachen nicht erledigen. Selbst an seinen Freund, den Grafen Kinter, konnte er sich nicht wenden, denn er hätte ihm auch nicht raten können. Außerdem war Graf Kinter seit einigen Tagen ebenfalls verreist.

Es kamen Briefe zur Unterschrift. Werner verrichtete seinen Dienst und ging nach Schluß der Bureaustunden nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Wätcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber seine Gedanken fanden nicht Raß, so sehr er sie auch schalt. Er sah Arda vor sich, — nun schon in vielen Bildern: wie sie gestern abend Seedes Erzählung lauschte, wie sie ihm die Pforte öffnete, er sah ihren biegsamen Leib an seinem Bett und sah sie in ihrer rührenden Liebe, als sie Seede an sich zog und ihm die qualenden Sorgen von der Stirn löste.

Und immer war sie schön, — schön und rein. Und ein neuer Gedanke schlich in seine Seele, der flüsterte: „Und sie ist nicht dein.“ Rene sprang auf und verdeckte mit der Hand seine Augen. Er schämte sich dieses Gedankens. Er entnahm seinem Koffer eine Kassetten und erschloß sie und entnahm ihr ein Bild. Das stellte er vor sich auf den Schreibtisch. Es war die Photographie einer Frau.

„Auch sie ist schön,“ sagten seine Lippen, aber sein Herz ächzte: „Aber sie hat dich verraten.“

Er schaute auf und stützte seine Arme auf die Knie und den Kopf in beide Hände, und er blickte lange, lange Zeit auf das Bild. Arda trat in das Zimmer und sah ihn so sitzen, und ihr Herz, das Herz eines Weibes, wußte sofort um seinen großen Kummer. Sie verharrte einige Augenblicke schweigend, und als er sich nicht rührte, fragte sie weich: „Herr Brian, wollen Sie jetzt essen?“

Rene richtete sich auf und sein Anlich zeigte ein verzerrtes Lächeln, als er sagte: „Ja, ich will essen.“

Dann lachte er laut auf: „O, eifernes Geßel. Wir wollen vergehen vor Jammer, das Hirn will zerspringen, das Herz bluten, aber wir essen, wir essen.“

Und da Arda voll Interesse auf das Bild blickte, rief er höhnisch: „Sie ist schön, was?“

„Sie ist schön, und sie muß gut sein.“ Da packte er voll Zorn das Bild und schleuderte es in den Koffer und rief barsch: „Bringen Sie das Essen.“

Arda ging zur Tür, doch an der Tür wandte sie sich und blickte schon zu Rene, und als dieser sie nicht beachtete, sagte sie zaghaft: „Wir dachten, Seede und ich, Sie würden mit uns essen?“

Rene sah ihre dunklen Augen mit fast angstvoller Spannung auf sich gerichtet, und unter diesem Blick schwand sein Groll.

Er trat zu Arda und reichte ihr beide Hände und sagte: „Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Arda. Nehmen Sie Rücksicht auf einen kranken Mann. Ich habe schlimme Tage hinter mir, die meine Seele zermürbten und mir den Glauben an die Menschen nahen, nein, zerstörten, mit Keulen zerstörten. Aber vielleicht gibt es für mich noch ein Geheimes, hier unter starken Menschen, am Meere, in freier Luft, und vielleicht helfen Sie mir, Sie und Herr Bahlsen.“

Arda entzog ihm sanft ihre Hände, und sie glättete ihre Schürze mit mädchenhafter Scham. Aber dann schaute sie ihm mit freiem Blick in die Augen und sagte: „Wer wirklich gut ist, kann den Glauben an die Menschheit nicht verlieren, weil er die Menschen verstehen wird in all ihrem Denken und Tun. Denn zum Verstehen gehört vor allem ein Wollen, und dies findet nur ein guter Mensch, dessen Herz die Liebe regiert. Ich bin ein armes, dummes Mädchen, Herr Brian, aber Seede,

mein Seede hat mich solche Gedanken gelehrt. Seede weiß alles, er findet von allem, was geschieht, die Ursache, denn er hat das große, das tiefe Wollen gefunden, die Welt und die Menschen zu verstehen, und darum lieben ihn alle Menschen, die ihn kennen, und er hat nur einen Feind, und den hat er um meinetwillen.“

Arda hatte immer lauter und eindringlicher gesprochen, nur bei den letzten Worten umschleierte eine tiefe Traurigkeit ihre Stimme.

Rene aber wurde klar, welche große Seelen in diesen beiden schlichten Menschen wohnten und welche hehre Liebe sie verband.

Sein Kummer, seine Seelennot kam ihm so unsagbar klein vor, in ihm erwachte ein grenzenloses Vertrauen zu diesen beiden Menschen, ihm ward zumute wie einem Kranken, welcher zu einem berühmten Arzte kommt, der mit sicherem Blick die Krankheit erkennt und die Gegenmittel anordnet.

Voll fröhlicher Hoffnung sagte er: „Ich will versuchen, das Wollen, die Menschen zu verstehen, zu finden, und ich bitte Sie, mein Pfadfinder zu sein, Sie und Seede Bahlsen, dann will ich versuchen, auch die Menschen zu verstehen, die mir wehegetan, vielleicht, daß es dann besser mit mir wird.“

Arda sagte: „Nun Glück zu, Herr Brian,“ und sie verließ das Zimmer, und Rene hörte im Garten Teller klappern und all die Geräusche, die beim Zurichten einer Tafel entstehen.

Dann beugte sich Arda zum Fenster herein und rief: „Das Tischlein deck dich ist bereit, Herr Brian.“ Und Rene trat mit Seede Bahlsen fast zu gleicher Zeit in den Garten.

Rene schüttelte dem Blinden die Hand und führte ihn zur Laube, wo gebetet war.

„Daben die Kleinen Sie gut nach Hause gebracht, Herr Bahlsen?“

„Ja, das taten sie. Aber sie waren nicht zufrieden mit mir. Ich sollte ihnen erzählen, doch ich mußte immer wieder an Ihr Wort denken: Wonach der Mensch strebt, das hält er für sein Glück. Ich habe auch ein Streben, ein Ziel, das ich für das höchste Glück auf Erden halte, und ich meine, es ist es auch, und bliebe mir die Erfüllung versagt, ich kann mir das nicht ausdenken.“

Er senkte tief auf und tastete nach Ardas Hand, und Rene wußte, was sein höchstes Ziel und sein heißes Streben war.

Arda legte vor, nachdem man die Beerenjuppe gegessen hatte, einem jeden eine gebadene Scholle, und dann Pumpernickel und Trockenkäse und frische, goldgelbe Butter.

Und Rene aß mit Appetit, und vergaß seine Herzensnot.

Er war aufgeräumt und erzählte den lauschenden Nordkinder aus seinem Leben und von der großen Berliner Welt und von seinen Fahrten nach den Kunst- und Sonnenländern.

Ardas Augen hingen an seinen Lippen, und dann schaute sie in weite Fernen, und eine leise Sehnsucht, die noch verträumt in ihrer Seele ruhte, wurde wach, eine Sehnsucht nach Hohem, Herrlichem, eine Sehnsucht, die die Seele erklingen läßt in märchenhaften Tönen, sanft und weiblich, und den Alltag zum Feiertag stimmt.

Sie mußte ihre Gedanken mit Gewalt in ihre alten Bahnen zwingen — und nun dachte sie an das Meer, an ihr Meer, und sie sagte: „Wie schön ist doch die Welt allerorten, wie wunderbarlich muß es doch sein in diesen Ländern des ewig sonnenstrahlenden Himmels und der milden, dufenden Winde. Wie gerne würde ich die Nebenberge sehen und in den Palmenhainen träumen.“

Aber dann straffte sie ihren Körper und rief fest und wichtig: „Doch was sind blaue Seen und Zephyrwinde gegen unser Meer mit den grünplätschernden Wellen, was sind Rom und Vespors gegen unsere Buchten und Riffe? — Mächtige Machwerke, die den Menschen zum Weichling machen, die keine stählernen Muskelns erzeugen, die keinen Kampf kennen, kein Ringen des Menschenleibes mit höllenvütenden Wasserbergen.“

Und sie breitete die Arme aus und rief: „O, du mein Meer, du ewiges Wasser.“

Rene stand auf.

Ein tiefes Verstehen erfaßte ihn.

Solche Menschen sind die Friesen, solche Menschen sind die Halligleute. Sie fahren mit dem Meere durch Jahrhunderte erbitterten Kampfs, oft um einen Quadratmeter ideo Landes.

Und dieser Kampf um Herd und Scholle macht ihn stark, und er liebt das Meer mit großem, treuem Herzen und kämpft doch mit ihm. Und zieht er in die Fremde, so wird er krank und die Sehnsucht ist stärker als sein Wille, und dann ist er wieder an seinem Meere.

An alles das dachte Rene. Er hatte diese Menschen nie verstehen können, er hatte in dieser Liebe etwas unnatürliches gefunden, und nun er diese Menschen kennen lernte, fühlte er: Es mußte so sein.

Arda räumte das Geschirr ab und auch Seede ging ins Haus. Er hatte wenig gesprochen, doch man sah es ihm an, daß viele Gedanken sein Herz bewegten.

Am Nachmittag ruhte Rene am Strande und schaute stundenlang dem Wellenspiel zu.

Das Meer hat seine Launen. Jetzt hat es langrüdige, wuchtige Wogen, die wie ein grünes Gebirge, das plötzlich flüssig ge-

worden ist, erscheinen, und das nun dahinstrotzt und harrt, bis eine Allmachtshand es wieder erstarren läßt.

Jetzt überzieht sich mit weißem Gischt, und seine Wellen spigen sich, und sie tanzen auf und nieder und sehen aus, wie Kosolodämchen, die im Menuett sich drehen und mit gespreizten Fingern die Ködchen halten und die weißen Spitzen verlen und rauschen lassen.

Und ein kurzer, scharfer Wind bläst die ganze Herrlichkeit zusammen und die Wellen stehen mit rauschenden Sprüngen auseinander, und nun ist Platz für einen riesigen Wellenberg, der mit majestätischer Ruhe dahergewollt kommt und ein gähnendes Tal vor sich herzieht.

Doch auch er zerfließt und muß neuen Wasserformen weichen, denn das Meer ist ein ewiger Wechsel.

Auf Abend pilgerte Rene heim.

Er fand in seinem Zimmer für sich allein gedeckt. Er strich etliche Brote und aß und ging dabei in seinem Zimmer auf und ab.

Das Alleinsein stimmte ihn trübe, und er durchspähte den Garten nach Arda und Seede. Aber alles war still.

Da verließ er das Haus, denn er hoffte, sie am Freimast zu finden.

Die Dämmerung hing in den Gassen und verließ ihnen, die so schon so still, einen düsteren Frieden. Das kleine Hotel an der Hauptstraße schaute mit toten, finsternen Augen auf die Fischerhütten. Erst in drei Wochen sollte es eröffnet werden.

Das Fischerdorf, das am sonnenhellen Vormittage heiteren Frieden aumete, erschien jetzt starr und öde. Rene tröstete es.

Da sah er den kleinen Rasenplatz, und am Freimast lehnte Seede Bahlsen, und Arda saß neben ihm auf einer Fischtonne.

Und im Kreise hockten und lehnten die Fischer, und sie rauchten ihre Tonpfeifen oder saßen gemütlich an ihm Tabak. Von fern sah das aus wie eine Totenversammlung.

Er trat hinzu, aber nur wenige drehten auch nur den Kopf nach ihm.

Keiner sagte ein Wort, selbst Seede schwieg.

Nach geraumer Zeit forderte ein junger Bursch den Blinden auf: „Seede Bahlsen, erzähle uns etwas.“

Seede schüttelte sein Haupt, und niemand wiederholte die Bitte.

So schwiegen sie weiter.

Endlich sagte ein alter Fischer breit und gemächlich: „Der Reichskanzler will gehen.“

„Da kommt eben ein anderer,“ äußerte sein Nachbar wichtig, und etliche nickten Beifall.

Und der alte Fischer berichtete weiter: „Der Kaiser läßt ihn aber nicht.“

„Da mag er eben bleiben,“ sagte der Nachbar.

So ward die Politik, die eine ganze Welt in Atem hält, hier abgetan.

Wieder langes Schweigen.

Da trat der Hafenmeister hinzu und sagte: „Petrow Tifander hat sich heute vormittag anheuern lassen.“

Rene sann nach. Petrow Tifander? War das nicht der Bursche, der ihn gestern abend an sein Quartier geführt hatte, und war es nicht derselbe, der gestern abend Seede und Arda geschwätzt?

Er blinnte nach den beiden und sah, wie Arda ihren Kopf gehoben hatte und wie ein Zug inneren Friedens ihr Antlitz verklärte. Seede aber hatte die Hände gefaltet und senkte die Augen zu Boden.

Rene dachte: „Ob er betet?“

Ein Bursche fragte den Hafenmeister: „Was fällt Petrow ein? Er hat doch noch Geld in Fülle, und solange noch ein Groschen in seinem Beutel sitzt, rührt er keinen Finger.“

„Er ist ein Tagedieb,“ warf ein anderer ein.

Und der Hafenmeister berichtete weiter: „Er hatte den ganzen Vormittag gespielt mit dem Schiffer und dem Steward von der Schonerbrigg, die festgemacht hatte, und er hat alles verloren. Und weil die einen Mann brauchen, ist er am Abend mit weggefahren.“

„Wohin die Fahrt?“ fragte einer.

„Zuerst nach Hamburg, und dann nach England.“

„Warum verkaufte er das Haus nicht, das er gestern von Thebe gewonnen?“

Arda war aufgesprungen und griff den Trager hart an.

„Welches Haus, Uwe?“

„Alles Blut war aus ihrem Antlitz entwichen.“

„Das Halbverfallene, draußen an der Dänenstraße, kennst du es nicht?“

Arda tanmelte zurück. „Und ob ich es kenne,“ würgte sie hervor.

Sie rüttelte Seede und führte ihn hinweg, hinüber nach dem Damme, der im Finstern lag, und dort fiel sie nieder und sagte: „Unser Haus, Seede, — unser Haus. Petrow hat unser Haus, das mit dem kleinen Gärtchen und den grünen Beuhferläden. Und er ist fort und kommt vielleicht nie wieder.“

Und Seede tröstete sie mit seiner weichen, milden Stimme. Rene war ihnen nachgegangen und setzte sich stumm an ihre Seite, als müßte das so sein.

Und Ardas Klage schütt ihm ins Herz. Zweier Menschen ganzes Hossen, ein Berg von Zukunftssträumen war zerfallen. Und Rene suchte nach Worten des Trostes und er sagte Ardas eigene Worte am Vormittag: „Man muß das Wollen haben, die Menschen zu verstehen, und dann wird man Trost und Vergabung finden.“

Und Arda nickte stumm und hörte auf zu klagen.

So saßen die drei und schwiegen. Und die Meeresswellen rauschten dumpfe Lieder, und sie rüttelten in wildem Horn am Damme und machten ihn zittern, und auf ihrem Rücken saßen wilde Bindgefellen, die heulten und schrien in schrillen, peisenden Tönen.

Dann erhob sich Seede und zog auch Arda mit empoe und er sagte: „Heute nacht gibts Sturmflut, laßt uns heimgehen.“

Und Rene schloß sich den beiden an, und schweigend schritten sie durch die stillen Gassen nach ihrem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

### Vermischtes.

\* Eine Gefahr für den Peringsfang. Sehr beunruhigende Mitteilungen über eine schwere Krisis im französischen Peringsfang, der für manche Gebiete eine wichtige Industrie ist, werden von der Handelskammer von Boulogne-sur-Mer gemacht. Auf Grund der Statistiken sieht fest, daß die Zahl der gefangenen Peringe sich in den letzten Jahren außerordentlich verringert hat; sie betrug im Jahre 1907 noch 27 413 800 Stück und war im Jahre 1913 auf eine Gesamtmenge von 2 625 000 zurückgegangen. Es scheint, daß dieser außerordentliche Mangel an Peringen, der für die Peringsindustrie eine so schwere Gefahr bedeutet, durch das Erscheinen zahlloser Scharen von Seehunden veranlaßt worden ist, die die Peringe jagen und vernichten und zu gleicher Zeit unter den aufgestellten Netzen und Fischereiapparaten einen beträchtlichen Schaden anrichten. Man will jetzt Prämien auf die Erlegung der Seehunde setzen, um dadurch die Zahl dieser schädlichen Peringsstreser nach Möglichkeit zu verringern.

\* Die Praktiklerin. Junge Mutter: „Aber, Marie, wie können Sie denn Babys Bad richtig stellen, wenn Sie kein Thermometer brauchen?“ Marie: „Beunruhigen Sie sich nicht, Madam! Wenn Baby blau wird, ist's zu kalt, und wenn Baby rot wird, dann ist's zu warm!“

\* Stadt und Land. „Was ziehen Sie vor — das Leben auf dem Lande oder in der Stadt?“ „Das kommt ganz darauf an, ob ich mehr in der Laune bin, von einer Kuh oder von einem Auto attackiert zu werden.“

\* Falsch verbunden. „Annie, hast du je einen Antrag erhalten?“ „Einmal ja, meine Liebe. Ein Herr hat mich um meine Hand per Telephon, aber er war falsch verbunden.“

### Sprachede des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

\* Komisch. Kaum ein anderes Fremdwort wird so viel falsch angewendet wie das kleine „komisch“. Da fliegt beispielsweise ein Luftschiff in großer Ruhe und Sicherheit über uns: schon finden das einige Menschen „sehr komisch“. Ein ernstes Bild erregt allseitiges Aufsehen. Es wird über das Für und Wider gestritten, und ich höre: „Komisch, daß der Meister das gerade auf diese Art darge stellt hat.“ In beiden Fällen — aus tausend Beispielen sind nur diese zwei herausgegriffen — fragte ich mich: „Wo steckt denn da das Scherz- und Späßhafte, was ist denn lustig dabei?“ Und dann fiel es mir ein, daß das deutsche Volk wieder bei Fremden Anleihen macht, obgleich ihm unsere Sprache treffendere Ausdrücke zur Verfügung stellt. Die Menschen lachen über etwas und finden das „komisch“, also späßhaft — sie finden aber auch etwas merkwürdig und nennen das wieder „komisch“. Ist das nun nicht komisch? Ob man nicht doch allmählich anfangen wird, über den Sinn der Worte nachzudenken? Cybulla (Leipzig).

### Gleichklang-Rätsel.

Ein Neutron, aus Brettern, schließt abends man spät,  
Damit uns kein Fremdling belästigt;  
Als Masculinum hats nur ein Brett,  
Doch das ist solide befestigt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:  
Der ew'gen Säkung folget die Natur:  
Nach upp'gem Mäh'n ein langsames Entfärben;  
Von Widerstand und Aufruhr keine Spur;  
Schön wie im Leben, ist sie auch im Sterben.

Und wer das schauet alles recht und klar,  
Dem kann kein Zweifel kommen und kein Neuen;  
Dem ist des Glücks Geheimnis offenbar:  
Zufrieden leben und den Tod nicht scheuen. J. G. Seidl.